



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 19 September 15, 1955

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Noch einmal davongekommen

ist dieser Junge aus Marokko.

Bisweilen werden wir mit furchtbarer Deutlichkeit daran erinnert, welche Entsetzlichkeiten in der westlichen Welt heute noch möglich sind. Gewiß ist nicht zu entschuldigen, daß die aufständischen Marokkaner zweihundert französische Zivilisten, darunter Kinder, Frauen und Greise, ermordeten, aber noch viel weni-

ger ist zu entschuldigen, daß von französischer Seite ein Rachefeldzug erfolgte, der an die schlimmsten Zeiten der kolonialen Unterdrückungspolitik vergangener Jahrhunderte erinnert. „Unsere Gerechtigkeit wird furchtbar sein“, hatte der französische Oberkommandierende in Marokko gesagt. Und sie war es, nur hatten die Maßnahmen nichts mehr mit Gerechtigkeit zu tun, sondern mit wahllosem

Mord und mit dem Sadismus wildgewordener Militärs. 23 000 Marokkaner, darunter viele Kinder, Frauen und Greise, wurden getötet. Die Wohnstätten wurden dem Erdboden gleichgemacht, wie es so im Sprachschatz von Faschisten und Militärs heißt.

In Marokko hat das Ansehen der westlichen Welt eine entscheidende Schlacht verloren. Ruhe wird es dort nicht geben, denn das Ende der Kolonialherrschaft steht auf der Tagesordnung der Weltgeschichte. Auch grenzenlose Brutalität wird daran nichts mehr ändern.

Die Vorgänge haben nicht nur in Frankreich selbst, sondern in der ganzen Welt leidenschaftliche Proteste hervorgerufen, ohne daß bisher die verantwortlichen Militärs und Politiker zur Verantwortung gezogen wurden. Gewiß haben wir als Deutsche wenig Grund, uns

über die Greuelthaten anderer zu entrüsten, weil wir selbst noch allzusehr im Schlagschatten der Greuelthaten des Naziregimes stehen. Aber wir wollen in uns die Solidarität lebendig erhalten mit den Opfern jeder Unterdrückungspolitik, ob sie nun in Spanien, in der Ostzone Deutschlands, in den noch bestehenden Kolonialländern oder sonstwo sind.

Die Welt ist für uns eine Einheit, und die Freiheit und das Recht sind unteilbar.

Hadobu

Ist der gute Film ein Geschäft?

Eine Reportage von Heinz Heid



Die Falconetti (oben) war einstmal eine gefeierte Filmschauspielerin. Heute ist sie verschollen. Niemand weiß, ob sie noch lebt. Ihr Film aber, der Film „Jeanne d'Arc“, läuft immer noch. Er wurde zwar schon vor ungefähr 30 Jahren gedreht, stumm gedreht. Freunde des guten Films aber sind heute wieder über diesen stummen Streifen begeistert. Er erzielte 94 v.H. „Sehr gut“-Stimmen.



Die „Kinder des Olymp“ (oben) ist ein alter französischer Film. Seit Jahren steht er auf den Spielplänen der deutschen Filmkunsttheater. Immer wieder mit dem gleichen Erfolg. 97 v.H. aller Gäste unseres kleinen Theaters beurteilten ihn mit „Sehr gut“. Noch erfolgreicher war der italienische Film „Fahrraddiebe“. Er erreichte 98 v. H. Sehr gut-Urteile. Seine Sozialkritik, sein realistischer Stil und seine außerordentlich gute Fotografie machten in der ganzen Welt Schule. Der Regisseur de Sica holte sich einen unbekannteren Arbeiter (rechts unten) als Star für seinen Film von der Straße und revolutionierte mit ihm den Filmstil. — Ein weltbekannter Star ist die junge Tänzerin Leslie Caron. Unser Bild (links unten) zeigt sie in einer Szene des ausgezeichneten Ballett-Films „Ein Amerikaner in Paris“. 99 v.H. „Sehr gut“-Urteile. Auch „Revue“-Filme können besser als ihr Ruf sein.

Dieses Kino liegt im Zentrum einer bundesrepublikanischen Großstadt. In einer schmalen Straße. Eingeklemmt zwischen einem Warenhaus und einem Modeladen. So oft ich vorbeigehe, drängeln sich Leute zur Kasse. Ganz junge, junge, mittelalte, alte. Und ganz alte. Um 17 Uhr. Um 19 Uhr. Und erst recht um 21 Uhr. Und das ist erstaunlich. Das Kino ist nämlich kein Kintopp. Das Kino zeigt vielmehr Kunst. Die, die in unseren Zeitläuften angeblich keine Freunde mehr findet. Die also, die sozusagen kein Geschäft ist... noch nie eins gewesen ist und niemals eins sein wird.

Weil das aber nun so erstaunlich ist, möchte ich das mit dem Geschäft genau wissen. Der Mann, der mir das sagen soll, empfängt mich um 22 Uhr. In einem kleinen, dunklen Zimmer. Ein Tisch steht drin. Ein Rollschrank. Zwei Stühle natürlich. An den Wänden hängen Fotos von Schauspielern und Schauspielerinnen. Die meisten mit Unterschriften, manche mit freundlichen Grüßen versehen. Und durch die Wände hindurch dringt Musik. Worte. Leidenschaftliche, harte und geflüsterte Worte. Filmworte.

Der Mann ist der Besitzer des zwischen Kaufhaus und Salon eingekleiteten Lichtspieltheaters. Und der Mann sagt: Der gute Film, Filmkunst ist ein Geschäft.

Allerdings — und das sagt der Mann auch — kann man diese unserer Zeit angemessenste Kunst nicht wie Heringe handeln. Je nachdem, wie die Aktien stehen. Der gute Film verlangt Zuneigung. Liebe ist quasi die erste Vorbedingung fürs Geschäft.

Die zweite aber ist Arbeit.

Die Fachpresse — die deutsche, die französische, italienische, englische, amerikanische — studieren. Überall dahin gehen, wo irgendwann mal gute Filme vorgeführt werden. Sie sich ansehen. Einen Spielplan ausdenken. Und diesen dann verwirklichen. Das alles ist Arbeit. Harte Arbeit. Vor allem das letztere. Denn: die Herren des Verleihs sind oft nicht sehr erfreut über diesen Mann, der daherkommt und einen Film aus den Archiven kramt. Nur weil der Streifen gut ist. Für sie ist der Streifen doch längst abgetan. Er hat doch sein Geld längst eingespielt.

Die dritte Vorbedingung sind Ideen. Ideen darüber, wie man dem Publikum seinen guten — ob neuen oder ausgekramten — Film präsentiert.

Das ist überhaupt die entscheidende Frage. Sagt der Mann. Das Publikum ist nämlich gar nicht so schlecht... so schlecht, wie es manche Leute machen, die seit aller Ewigkeit immer wieder dieselben vergnügungsindustriellen Schmarren produzieren. Der Mann hat dafür einen untrüglichen Wertmesser. An die Türen seines Theaters montierte er Kästen. Auf einem steht „Sehr“. Auf den anderen „Gut“ und so weiter bis „Nicht“. In diesen Behäl-

tern legen die Gäste beim Verlassen des Kinos gemäß ihrem Urteil die Eintrittskarten ab. Und der Mann liest so mühelos, wie sein Spielplan gefällt.

Übrigens: Gäste? In dem Kino neben der billigen Konfektion und der teuren Mode bin ich nicht Besucher, sondern Gast. Das ist so 'ne Idee von dem Mann. Ihm genügt nicht nur eine Zeitungsannonce zur Ankündigung



seiner Filme. Unter „ferner liefern...“ Nein. Er schreibt mir jeden Monat einen Brief. Der Brief ist gedruckt. Aber das ist auch der einzige Unterschied zwischen ihm und einem privaten Schreiben. Im Ton kann kein Brief liebenswürdiger, freundschaftlicher sein als der von diesem Mann. Er erzählt mir darin, wieviel Beifall die gelaufenen Filme fanden. Was er in den kommenden Wochen vorführen wird (mit Filmcharakteristiken). Und warum er z.B. keine Wochenschau, dafür aber einen Dokumentarfilm zeigt. Oder warum er Reklame vor jedem Film zeigen muß (weil die Miete für diese Zeit den Theaterbau finanzieren half).

Wenn zu diesen Ideen nun noch die vierte Vorbedingung kommt, dann ist der gute Film endlich das Geschäft. Die vierte heißt noch einmal: Arbeit. Und das Geschäft blüht, weil sich dann um ein solches Kino eine feste Gemeinde bildet. „Intellektuelle?“, frage ich. „Ja, aber »Intellektuelle« gibt's auch bei Leuten mit wenig Geld. Die gibt's bei Arbeitern und Angestellten und vor allem bei der Jugend“, sagt der Mann.

Der Mann steht nicht allein. Zweiundfünfzig Männer stehen neben ihm. Diese zweiundfünfzig schlossen sich zur „Gilde Deutscher Filmkunsttheater“ zusammen. Über zwei Millionen Leute sehen bei ihnen den guten Film. Und zwei Millionen sind eine große Gemeinde.

POLITIK Trotz des Widerstandes der Gewerkschaften, zahlreicher Bundestagsabgeordneten aus allen Parteien und der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände besteht Bundesernährungsminister Lübke auf einer Erhöhung des Milchpreises, was eine Erhöhung des Butter- und Käsepreises als bald nach sich ziehen würde. Als neueste Begründung gibt Lübke an, daß „andererseits eine politische Radikalisierung der Bauernschaft zu befürchten“ sei.
— Und daß das nicht eintritt, müssen wir uns was kosten lassen!

MORAL Angesichts der zunehmenden Preissteigerungen, die jetzt auch in einem Bericht der Bank deutscher Länder anerkannt wurden, hat Bundeswirtschaftsminister Erhard die Industrie und den Handel in einem Appell an die „Vernunft und Moral“



zum Maßhalten bei der Preisgestaltung aufgefordert. Die Angesprochenen zeigen jedoch wenig Neigung, diesem Appell Folge zu leisten. Sie berufen sich dabei auf die Lehren desselben Bundeswirtschaftsministers, der bisher verkündete, daß in der freien Wirtschaft nicht die Moral, sondern Angebot und Nachfrage die Preise bestimmen.

— Die wahre „Moral“ des gegenwärtigen Lohn- und Preiskampfes dürfte allerdings darin bestehen, daß die Wirtschaftspolitik des Herrn Professors Erhard nicht in der Lage ist, die gerechte Verteilung des Sozialproduktes sicherzustellen!

SCHXBIG Obwohl bereits von Bundestag und Bundesrat beschlossen, hat die Bundesregierung gegen ein Gesetz Einspruch erhoben, das die Rentenzahlung an Witwen zum Gegenstand hat. Sie beruft sich dabei auf den Artikel 113 des Grundgesetzes, nachdem vom Bundestag verabschiedete Gesetze, die neue Ausgaben mit sich bringen, der Zustimmung der Bundesregierung bedürfen. Die Bundesregierung will insbesondere Witwen mit nur einem Kind von der Rentenzahlung ausschließen.
— Vielleicht erinnert sich die christliche Bundesregierung noch rechtzeitig daran, daß die Bibel das Hintergehen von Witwen und Waisen zu den sogenannten himmelschreienden Sünden rechnet!

LOYAL Mit 4,8 gegen 3 Millionen Stimmen hat der Jahreskongreß der englischen Gewerkschaften beschlossen, daß der Generalrat der Gewerkschaften bei Lohnstreitigkeiten schon vor dem Ausbruch des Streiks vermittelnd eingreifen kann. Die englischen Gewerkschaften haben damit ihr Verständnis für die schwierige Wirtschaftslage Englands demonstriert. „Unser Beschluß büdet um so entschiedener der Regierung und den Unternehmern die Verantwortung auf, die ihnen zufällt“, kommentierte der Vorsitzende Geddes diesen Beschluß.
— Man darf gespannt sein, ob diese Loyalität der Arbeiterseite sich bezahlt macht.

PERON Von einer immer stärkeren Opposition in seiner Machtstellung bedroht, erklärte der argentinische Faschistenführer und Staatspräsident Juan Peron seinen Rücktritt. Gleichzeitig trommelte er seine Parteianhänger und die Peronisten-Gewerkschaft zusammen und ließ sie gegen sein Rücktrittsangebot demonstrieren. In einer gefühlvollen Volksrede, die nach persischem Mossadek-Rezept reichlich mit Tränen garniert war, „beugte“ er sich dem Willen seiner Getreuen, blieb im Amt und kündigte der Opposition schärfste Verfolgung an.
— Zwar keine Begabung zum guten Politiker, aber wenigstens Talent zum schlechten Schauspieler!

ZYPERN Die griechisch-türkische Freundschaft, der Ruf Englands in der internationalen Politik und die Militärpakt-systeme in Südosteuropa drohen in die Binsen zu gehen, weil Großbritannien die strategisch wichtige Mittelmeerinsel Zypern nicht aus seinem unmittelbaren Einfluß entlassen will. Die Mehrheit der Bevölkerung Zyperns ist griechischer Nationalität und verlangt ihre Selbständigkeit. Der andere Teil ist türkischer Ursprungs und unterstützt die Engländer aus Furcht, von den Griechen majorisiert zu werden. Eine Konferenz der Außenminister der drei beteiligten Staaten in London verlief ergebnislos.
— Die Entspannung der Großen ist leider nicht die Entspannung der Kleinen.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graph. Gestaltung: Willy Fleckhaus (abwesend). Tel. 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

Die jungen Holzarbeiter trafen sich

Aufwärts war dabei · Nur einmal gab's ein Unentschieden · Ansonsten waren die Entscheidungen aber klar

Die 600 Kollegen und Kolleginnen, die am 1. September auf den Hohen Dörnberg wollten, hatten es bequem: Ob sie in Kassel oder Zierenberg ihren Endbahnhof hatten, an beiden Stationen standen die Omnibusse mit den weißen Transparenten „1. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft Holz vom 1. 9. bis 4. 9. 1955“ bereit, und bald nach Ankunft der Züge steuerten ortskundige Fahrer jedesmal die schweren Kästen den Hohen Dörnberg hinauf. Oben brauchte man nur noch auszu-steigen...

Ich hatte es nicht so gut. Einmal, weil ich zu spät kam, und zum anderen, weil anscheinend nur wenige Leute den Hohen Dörnberg kennen. Die Bewohner der schönen Stadt Kassel wußten zwar einen Fußweg dorthin (nur 90 Minuten zu laufen!), aber mit dem Wagen...? Mit dem Wagen brauchte ich übrigens auch

einen Wettstreit. (Für die ausgesetzten Preise hätte ich auch ganz gern gesungen, habe aber leider keine Fähigkeiten auf diesem Gebiet.) Im Singewettstreit gewann Berlin vor Bad Lauterberg, im Tischtennis machte eine kombinierte Mannschaft Rheinland-Pfalz/Hessen das Rennen. Der Große Faustballpreis ging an Freilassing. Nur im Fußball-Endspiel (Nord-rein-Westfalen gegen Niedersachsen) gab es ein Unentschieden. Das war das einzige Unentschieden auf dem Hohen Dörnberg.

+

Denn ansonsten gab es dort ganz klare Entscheidungen, die in langen Diskussionen in vier Arbeitskreisen erzielt wurden. Man diskutierte über die Themen:

Was erwarten wir von unserer Gewerkschaft?

klare politische Vorstellung dauernd hinter den Eisernen Vorhang reisen, dasselbe aber Funktionären der Gewerkschaft nicht gestattet wird. Deshalb fordern wir, daß der Beschluß des Bundesvorstandes überprüft wird, der derartige Kontaktaufnahmen ablehnt.“

+

Das Ergebnis der Diskussionen wurde in einer vierseitigen Grußbotschaft zusammengefaßt, die von zwei Kollegen den Delegierten des 3. Gewerkschaftstages der Gewerkschaft Holz, der anschließend in Kassel stattfand, überreicht wurde.

+

Bei der Abschlußkundgebung sagte Kollege Heinz Seeger, der 1. Vorsitzende der Gewerk-



90 Minuten, in denen ich 41 km fuhr, bevor ich den Hohen Dörnberg fand. Er liegt da, wo es nicht mehr weitergeht. Vom Lager kann man noch 100 Meter aufwärts steigen. Dann ist man ganz oben und kann weit ins Land sehen.

Das konnte ich aber nicht mehr, weil es nun dunkel geworden war.

+

Statt dessen sah ich zuerst den Kollegen Artur Farrenkopf, Jugendboß beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Holz. Artur Farrenkopf trug einen Zylinder (so wie mein Onkel Gustav zum Begräbnis geht), und andere Kollegen trugen auch einen Zylinder. Ich dachte zuerst, es sei ein bunter Abend in Schwung. Aber das war nicht der Fall. Das mit den Zylindern, das war eine sehr ernsthafte Sache: Die einen trugen, waren Ober-Minister. Sie waren ordentlich von ihrem Volk (für vier Tage) gewählt und trugen ihre Bürde mit Würde, wie sie das in Bonn gelernt hatten. Vier Tage trugen sie unentwegt die schwarze Röhre, und böse Zungen behaupten, der Artur Farrenkopf sei damit ins Bett gegangen. Ich weiß es nicht. Außer den Ober-Ministern gab es noch — wie sich das für ein richtiges Staatswesen gehört — sehr viele Minister. Es waren über 40, und man begegnete ihnen — genau wie in der Bundesrepublik — auf Schritt und Tritt.

+

Ich weiß nicht, ob das mit den richtigen Ministern auch so ist wie mit denen auf dem Hohen Dörnberg. Dort hatten nämlich nur einige — vor allem die Ober-Minister — intensiv zu tun. Die anderen gingen spazieren oder trieben Sport. Nicht, daß sie ihre Pflichten vernachlässigten. Nein — es regelte sich eigentlich vieles in vernünftiger und selbstverständlicher Weise von selbst. Und wenn es beim Tanz um 23 Uhr „Feierabend“ hieß, dann stimmten die Schifferklaviere prompt „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen“ an. Das schloß allerdings eine Zugabe nicht aus. So bis 23.15 Uhr. Aber das ist ja das Viertel, das die Akademiker auch für sich in Anspruch nehmen. Weshalb nicht auch die Holzarbeiter? Alles in allem: Es geht auch ohne Drill. (Aber nicht ohne Minister.)

+

Die Minister waren nämlich für das Programm verantwortlich, das die vier Tage füllen sollte. Es war ein sehr umfangreiches Programm. Trotzdem blieb viel Zeit zu persönlicher Begegnung. Und das war gut so.

Ansonsten gab es viel Sport und Gesang und Musik. In Sport und Gesang gab es sogar

Deutsche Wiederbewaffnung — mit uns oder ohne uns?

Wege zur deutschen Einheit
Jugendarbeitsschutz und Unfallschutz im Holzgewerbe

Einen breiten Raum nahm die Diskussion über die Lehrlingszüchtereie ein, ein Problem, das bei den Holzarbeitern anscheinend weit mehr im Vordergrund steht als in anderen Branchen.

Lehrlinge werden wahllos eingestellt, als billige Arbeitskräfte verwendet und nach beendeter Lehre wieder entlassen. Nach einer mehr oder weniger langen Zeit der Arbeitslosigkeit wenden sie sich dann anderen Berufen zu, in vielen Fällen kommen sie für den Rest ihres Lebens nur als Hilfsarbeiter unter.

Es wurde u. a. festgestellt, daß die Holzarbeiter den größten Prozentsatz derjenigen stellen, die sich zur Bereitschaftspolizei gemeldet haben.

Wie auf allen Jugendtreffen, so befaßte man sich auch auf dem 1. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft Holz ausgiebig mit der Wiederbewaffnung. Bei der Diskussion war man sich darüber im klaren, daß der Aufbau einer neuen deutschen Wehrmacht nicht aufzuhalten sei. Trotzdem bestand — fast einmütig — keinerlei Neigung, den Standpunkt der uneingeschränkten Ablehnung zu revidieren. Im Gegenteil: Die derzeitige weltpolitische Entspannung scheint diese Einstellung noch gefestigt zu haben.

Einig war man sich in der Meinung, daß Diskussionen mit irgendwelchen Dienststellen oder Verbänden über eine „Demokratisierung der deutschen Wehrmacht“ sinnlos seien. Weder die wiederingestellten Hitler-Generale noch die Konzeption des Verteidigungsministeriums lasse auch die geringste Hoffnung offen.

Die Kollegen sprachen sich dann für einen gewerkschaftlichen Rechtsschutz für Wehrdienstverweigerer aus. Ein solcher Rechtsschutz sei allerdings nur eine untergeordnete Teilfrage, die das ganze Ubel „Wiederbewaffnung“ nicht an der Wurzel treffe.

+

Über die „Wege zur deutschen Einheit“ entspann sich eine sehr heftige Diskussion. Während eine kleinere Gruppe Gespräche mit dem Osten auf allen Ebenen für unsinnig hielt und jeden Kontakt ablehnte, sprach sich die Mehrheit der Teilnehmer des Arbeitskreises 3 gegen die diesbezüglichen Beschlüsse des Bundesvorstandes aus. „Es ist ein Unding“, erklärte ein Sprecher, „daß Menschen ohne

schafft Holz: Es sei nichts anderes als dummes Gerede, wenn es heute heiße, die Jugend sei desinteressiert und habe keine anderen Interessen als Fußball und Tanz, Kino und Motorrad. Die Jugend betreibe diese Dinge zwar heute intensiver als je, wisse aber im übrigen zum großen Teil genau, daß sich ihr Schicksal nicht auf Tanzböden und Fußballplätzen entscheiden würde. Und schließlich sei das Schicksal der Jugend noch nie so schwer gewesen wie heute. Sie meistere es aber erstaunlich gut, und die Erwachsenen sollten sich abgewöhnen zu sagen: Die Jugend taugt nichts. Die greisen Herren von der Politik hätten schließlich nichts anderes erreicht als zwei Weltkriege.

„Wir wollen“, schloß Heinz Seeger, „daß unsere Arbeit endlich anständig bezahlt wird und wir Arbeiter als vollwertige Staatsbürger



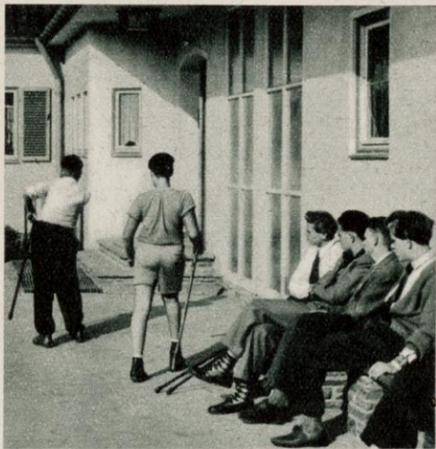
behandelt werden. Wir wollen keine Untertanen mehr sein, weder im Betrieb noch anderswo.“ Das letztere zu erreichen, sagte Seeger, sei erstes Ziel, ein Ziel, das fast alle anderen Probleme mit einschließt.

Fotos: Bildstelle des DGB

Junge Menschen klagen an

Eine Reportage von Udo Hoffmann

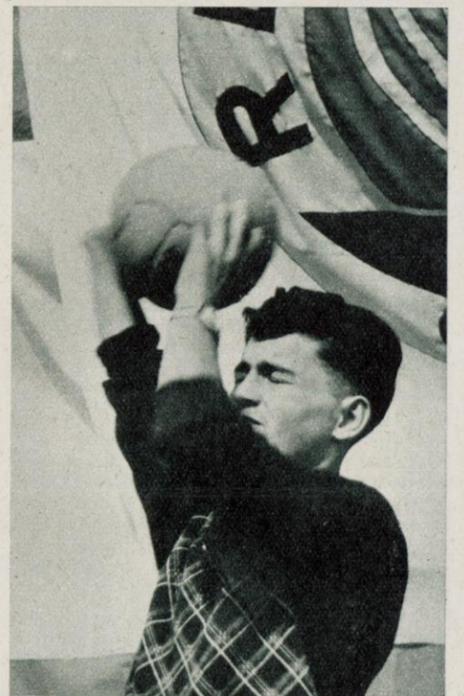
Vom 7. bis 21. September veranstaltet der Reichsbund der Kriegs- und Zivilbeschädigten in Münstereifel ein internationales Treffen kriegsversehrter Jugendlicher. Die 80 Teilnehmer an diesem Treffen kommen aus Frankreich, Italien, Holland, Belgien, Westdeutschland und Westberlin. Die anderen westeuropäischen Länder sagten ihre Teilnahme wegen zu hoher Reisekosten leider ab. (Wäre doch bei der nächsten internationalen Spannung und Kriegsgefahr die gleiche Sparsamkeit vorhanden, so fielen der nächste Krieg wegen zu hoher Reisekosten aus.) Das Ziel dieser Veranstaltung ist, junge Menschen aus möglichst vielen Ländern zusammenzuführen, die das gleiche harte Schicksal getroffen hat. Auf diese Weise soll ein Beitrag zur allgemeinen Verständigung der Völker geleistet werden. In einem reichhaltigen Programm wird den jugendlichen



Die Zugvögel auf der Fassade der Jugendherberge in Münstereifel sind für die jugendlichen Kriegsversehrten nur ein Symbol zwar ersehnten, aber unerreichbaren Flugs. Sie können nur auf der Terrasse sitzen (oben) und so die herrliche Eifelandschaft genießen. Dennoch sind sie glücklich. Über die Grenzen hinweg schließen sie hier Freundschaften für ihr ganzes Leben. Freundschaft erhält die Welt.

Nur auf Krücken können sich ihre Körper fortbewegen. Ihr Geist aber ist beweglicher als der jener Zeitgenossen, die sich wieder Glanz, Gloria und Schlachtengetümmel wünschen. Wenn die Jungen im Sonnenschein vor der Herberge sitzen (links), sprechen ihre Zungen zwar verschiedene Sprachen, ihr aller Geist aber meint dasselbe. Niemals mehr mit den Waffen gegeneinander. Niemals wieder Krieg!

Aus Châteauroux in Frankreich kommt Georges Marouillat (rechts). 1947 schlug der längst beendete Krieg noch einmal zu. Eine liebgeliebte Granate riß des Kindes rechte Hand ab. Georges versucht ohne sie auszukommen. In Münstereifel ist er ein guter Torwart. Sein Freund aus Schleswig kann ihm nur zuschauen. Ein Militärlastwagen fuhr ihm ein Bein ab (Bild unten). Nie wieder Krieg!



Mit einer Hand modelliert dieser Junge aus Berlin in Ton. Er tut es in Münstereifel zum ersten Male in seinem Leben. Kunstwerke wird er nicht gleich schaffen (links), aber das Gefühl, auch so formen zu können, macht ihm Freude. Derk Rensema (unten, im Bild links) und Jap de Jong, beide aus Holland, sieht man ihr Leiden nicht auf den ersten Blick an. Trotzdem sind sie vom Krieg gezeichnet ...

Kriegsopfern viel Sehenswertes im Rheinland, in der Eifel und im Ruhrgebiet gezeigt werden, auch ist genug Zeit für gemeinsames Spielen, Wandern und Basteln eingeplant, so daß nach 14 Tagen 80 Jungen in ihre Heimorte zurückgehen werden, die viel Verständnis füreinander gewonnen haben. So mancher wird sich und die Erwachsenen dann fragen: „Mußte es sein, daß wir vor 10 Jahren so hergerichtet wurden, konntet ihr nicht Frieden halten? Wieviel sinnvoller ist dieses kleine Treffen in der Eifel als die in Mode gekommenen Soldatentreffen mit Herrn Kesselring und Genossen. Doch, o Wunder, für unschuldige jugendliche Kriegsoffer ist Geld rar, und so sind solche Treffen leider immer nur vereinzelte schüchterne Versuche. Stahlhelm-, SS- und Fallschirmjägertreffen sind teuer, doch viel „eindrucksvoller“ und ach so förderlich zur Hebung des Wehrwillens. Dort preist man den herrlichen Front- und Soldatengeist, die unverbrüchliche „Kameradschaft“ und „Treue“. Aber bei den Kriegsversehrten hört die Kameradschaft schon auf, denn sie sind lästige Zeugen und Mahner an vergangene grauenvolle Zeiten und keine Propagandisten für Soldatentum und Wehrbereitschaft. Auch finanziell trennt die Herren Generale einiges von den Opfern des Krieges, denn ein General wird 12mal so hoch eingeschätzt wie ein 100 v. H. Kriegsbeschädigter.



Befehl ist Befehl

Von Hansjürgen Weidlich

Es war im letzten Sommer des Krieges, also im Jahre 1944, als die Front in Rußland sich unaufhaltsam rückwärts bewegte: zurück in die Gebiete der ersten Kämpfe bei Beginn des Ostfeldzuges im Sommer 1941.

Hier, bei der Geländeerkundung für seine Truppe, sah ein Leutnant weitab von der Rollbahn ein zweifellos notgelandetes deutsches Flugzeug. Auf mühevollen Wege fuhr er mit seinem Wagen an das Flugzeug heran, in der Absicht, gegebenenfalls der Besatzung zu helfen. Aber noch während der Fahrt erkannte er an dem verwitterten Zustand des Flugzeuges, daß die Maschine längst verlassen sein mußte und kein Mann der Besatzung mehr hier sein konnte. Er wollte bereits umkehren, als er sah, wie aus einer der Bauernhütten in der Nähe ein deutscher Soldat, ein Infanterist, herbeigelaufen kam, ihm nach eine Schar Kinder und ein paar Erwachsene, Männer und Frauen.

„Oberschütze XI!“ meldete der Soldat, sowie er herangekommen war, und nannte seine Truppe.

Der Leutnant stutzte. „Ja — und was tun Sie hier?“

„Ich habe Befehl, das Flugzeug zu bewachen, bis es abtransportiert wird!“

Jetzt runzelte der Leutnant die Stirn, prüfte mit einem Blick noch einmal das verwitterte und völlig mit Staub bedeckte Flugzeug, dann fragte er scharf: „Wer hat Ihnen den Befehl gegeben?“

„Mein Kompaniechef, Herr Oberleutnant Z!“

„Und wo ist Ihr Kompaniechef?“

„Ich hatte gehofft, das würden Herr Leutnant mir sagen können. Als ich eben den Wagen kommen sah, nahm ich an, er brächte die Ablösung für mich oder den Trupp zur Bergung des Flugzeuges.“

„Wissen Sie denn nicht, wo Ihre Kompanie ist?“

„Nein, Herr Leutnant!“

„Aber Sie müssen doch wissen, wo Ihre Kompanie ist, Mann!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Na und? Warum wissen Sie es nicht?“

„Weil ich von meiner Kompanie ohne jede Nachricht geblieben bin, seit sie mich hier zurückgelassen hat, Herr Leutnant!“

„Und wann ist das gewesen?“

„Vor drei Jahren, Herr Leutnant!“

„Vor ... Wann ist das gewesen?“

„Am 24. August 1941, Herr Leutnant!“

Dem Leutnant wurde dunkel vor Augen. Als er wieder sehen konnte, starrte er den Obersoldaten fassungslos an.

In diesem Augenblick des Schweigens zupfte eines der Kinder den Obersoldaten an der Uniform und sagte, während es auf den Leutnant wies: „Papi, das ein Onkel?“

Der Leutnant sah das Kind an, es sah aus wie ein Russenkind, aber es hatte deutsch gesprochen und es hatte den Obersoldaten „Papi“ genannt. „Ist das —“, der Leutnant wagte die Frage kaum: „Ist das — ist das Ihr Kind?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Und — wie — kommt das hierher? Sie können es doch aus Deutschland nicht haben nachkommen lassen?“

„Nein, Herr Leutnant! Es ist hier geboren.“

„So —? Ach —!“ Dem Leutnant war zumute wie einem Boxer beim Einstecken einer Serie von Kinnhaken. „Dann haben Sie — also — Ihre Frau hier?“

„Nein, Herr Leutnant! Ich bin unverheiratet.“

„Aber Sie haben“, schrie der Leutnant verzweifelt, „das Kind doch nicht allein gekriegt, Mann!“

„Nein, Herr Leutnant! Die Mutter ist die Panienska aus der Panjehütte, in der ich in den drei Jahren Quartier gemacht habe. Wir haben noch ein Kind. Ein Baby.“

Der Leutnant folgte dem Blick des Ober-



soldaten und sah ein junges russisches Bauernmädchen mit einem Säugling auf dem Arm. Es nickte dem Leutnant freundlich zu, und sein ganzes Gesicht war ein glückliches Lächeln.

„Vielleicht sind Herr Leutnant so gut und können uns helfen. Wir möchten gern endlich heiraten; aber ohne Wissen der Kompanie darf ich doch nicht.“

Langsam nahm der Leutnant sein Zigarettentui aus der Tasche, öffnete es und entnahm ihm wie geistesabwesend eine Zigarette.

„Leider kann ich Herrn Leutnant kein Feuer anbieten“, sagte der Obersoldat. „Mein Feuerzeug funktioniert nicht ohne Benzin.“

„Stehen Sie endlich bequem!“ sagte der Leutnant. Schweigend bot er dem Obersoldaten eine Zigarette an, holte sein eigenes Feuerzeug hervor, sie zündeten die Zigaretten an und rauchten.

Der Obersoldat machte einen tiefen Lungenzug. „Das war das Schlimmste in den drei Jahren, Herr Leutnant: nur Machorka!“

„Sie sind also seit dem Vormarsch hier?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Und da wollen Sie nun, wenn Ihre Einheit überhaupt noch existiert, sich ihr auf dem Rückzug wieder anschließen?“

„Ist denn Rückzug, Herr Leutnant?“

Geheime Entdeckungen in Chile

Von Werner Helwig

Nachdem er sich tagelang auf der Hohen Ebene zwischen den Verlorenen Bergen umhergetrieben hatte und mit keinem anderen Ziel, als allein zu sein und das Reiten zu genießen, gelangte er eines Mittags an eine Talsenke, die durch das sanfte Gefälle, mit der sie sich in die Tiefe erstreckte, etwas Verlockendes hatte. Er überließ sich seinem Pferd, das, wie schon oft in solchen Fällen, immer von selbst den besten Weg fand. Es schnoberte dem sanften Aufwind entgegen, der einen Duft von Heu verspüren ließ. Seit langem waren ja weder Pflanze noch Tier, noch Indianer im Umkreis ihres gelassenen Umherirrens sichtbar geworden. Reiter und Pferd waren gleichermaßen bereit, sich wieder auf Vegetation und Leben einzulassen.

Die Senke erweiterte sich unten zu einer von steilen Felsen umzingelten Einöde. Es waren immer noch kahle Felsen aus kreidigem Sandstein. Einzig ein ausgetrocknetes Bachbett schien den Ausweg zu weisen. Langsam und ruckend filmten die Bergkulissen an dem Reiter vorbei, während er den Hut nach hinten schob und sich einfach treiben, das heißt, sein Pferd gewähren ließ. Die Schatten kühlten hier schon. Eine Ahnung von Wasser lag in der Luft. Was ihn wunderte, waren Haufen von irdenen Scherben, die sich an den Kandelaberakteen entlang häuften. Buntfarbige Scherben, sie mußten von Urnen oder dergleichen stammen. Und indem er forschend den Blick an der Felswand emporschweifen ließ, entdeckte er Galerien von Löchern, die hoch oben der Längsschichtung der Felsen folgten wie die Nistlöcher von Seevögeln im Steilhang atlantischer Kreideküsten. In dem tiefblauen Himmelsausschnitt über dem Cañon schwebte ein Adler, aufgestört, wie es schien, denn er blieb immer an derselben Stelle, wollte sich niederlassen und floh dann wieder nach oben. Neugierig geworden, fing der Reiter an, sich gründlicher umzusehen. An vielen Stellen waren die Felswände mit roten und blauen Zeichnungen bedeckt. Und als er tiefer in den Cañon eindrang, vernahm er in der Ferne so etwas wie einen Singsang von lauter kleinen Schreien. Wie wenn Massen von Seevögeln aufgejagt würden. Er näherte sich den Lauten, indem er tiefer in die Schatten ritt. Das Echo der Schluchten, Kanzeln und Höhleneingänge verdoppelte den geheimnisvollen Lärm. Als er wieder um eine Ecke kam, sah er den ganzen Cañon entlang gestikulierende und aufgeregte Indianer am Werk. Die ersten, die er erreichte, trugen perlen-gestickte Stirnbinden im blau-schwarzen Haar. Viele blickten nach oben, wo andere Indianer in Geflechtaus Schlingpflanzen an den Wänden herumkletterten und in die Löcher eindringen. Bisweilen kam einer von ihnen mit einem runden großen Ding im Arm wieder zum Vorschein, spähte nach unten, rief mit hoher Stimme und stieß das Ding über den Höhlenrand in die Tiefe. Eine Riesenerne fiel gerade vor dem Reiter zu Boden und machte sein Pferd zurückscheuen. Heraus sprang eine in Schnüre eingebündelte Hockermumie, mit handgroßen Goldscheiben über der zopfverhängten Stirn. Die Untenstehenden rissen, ohne sein Erstaunen zu beachten, die Goldscheiben ab, warfen sie in ihre Körbe und gaben dem Toten einen Tritt, daß er mit all seinen schwarzen, hautüberzogenen Knochen auf die Seite zwischen die Urnenscherben polterte.

Stauend saß der Reiter ab von seinem Pferd und spähte in das lange Felsental, darin sich der indianische Aufruhr mit seinem Auftauchen anscheinend noch steigerte. Das gab sich weiter von Mann zu Mann und wirkte wie ein dämonischer Ansporn. Seine Kenntnis der indianischen Sprachen kam ihm zustatten. Er vermochte aus ihren Worten zu erraten, was vor sich ging.

Sie plünderten die Gräber ihrer Ahnen, plünderten ihre Vergangenheit, weil sich bei ihnen das Gerücht gebildet hatte, daß eine archäologische Kommission nach dem Cañon unterwegs sei. Sie sahen ihn mit wilden Augen an, beluden eiligst ihre Mulas, gaben Warnungslaute von sich und flüchteten mit ihrem Raub. Sie hielten nämlich ihn für die Vorhut der Kommission.

So war er durch Zufall der Entdecker eines von den Einheimischen lange geheimgehaltenen Gräbertales geworden. Und er wurde Zeuge ihres Hasses auf die Regierung der Weißen, die ihrerseits alles Erdenkliche für die Bewahrung des altindianischen Kulturgutes tat.

Und er allein war zum Anlaß dieses entsetzlichen Plünderzuges geworden, denn wo er auch gewillt hatte auf der Hohen Ebene, die Einsamkeit genießend, überall hatten indianische Augen ihn wahrgenommen. Auf ihre Art hatten sie ihn von Puesto zu Puesto weitergemeldet.

So brachte sein pures Auftauchen Wirkungen hervor, die in einer Vergangenheit gründeten, die ihn nicht kannte, die er nicht kannte, und die in eine Zukunft hineinreichte, die er nicht kennen würde und die ihn nicht kennen konnte. Ist es das, was durch jeden von uns geschieht?

Zu meiner Zeit

Von Walter Bauer

Zu meiner Zeit hatten viele Worte verschiedene Bedeutungen, je nach Land und Anschauung, je nach der Partei.

Alle sagten die gleichen Worte, und jeder meinte etwas anderes — „Freiheit“ enthielt nicht wenig Auslegungen, „Friede“ noch mehr, von „Gerechtigkeit“ zu schweigen.

Der Turm von Babel war ein Scherz den Mißverständnissen meiner Zeit gegenüber:

Im gleichen Lande verstand man einander nicht, Abgründe von Fremdheit lagen schon zwischen den einzelnen.

Gut war es, diesen Worten vorläufig nicht mehr zu glauben, denn Fallen waren sie nur für Arglose oder Schutzhüllen der Knechtschaft.

Die wirklichen Worte, über deren Inhalt sich alle einig waren, die einen als Ausübende, als Leidende die anderen,

were einfach, sie hießen: Bespitzelung, Paßenzug, Sicherungsverwahrung, Haft, Dunkelzelle, Verhör in einer Reihe von Graden, Konzentrationslager, Zwangs-

verschickung zu freiwilligem Arbeitsdienst, drogue de police mit jedem nur gewünschten Geständnis, Liquidierung, als würde ein schlecht gehendes Geschäft geschlossen — zusammengefaßt: Terror.

Richtig und meiner Zeit entsprechend war es, sich auf das eine oder andere gefaßt zu machen, früher oder später, jedenfalls dies alles im Bereich der Möglichkeit zu wissen.

Gut war es aber trotz allem — geduldig daran zu arbeiten, daß die Worte wieder rein wurden und das Licht des Anfangs wieder erhielten. Ja zu sagen,

wenn die Dinge und Menschen ein Ja wert waren, und Nein, wenn sie Nein verdienten (das waren nicht wenige).

Richtig war es zu meiner Zeit, scharfsichtig zu sein, wachsam, verschlossen, treuerer Freund denn jemals den Freunden, härterer Feind jedoch den Feinden und im übrigen

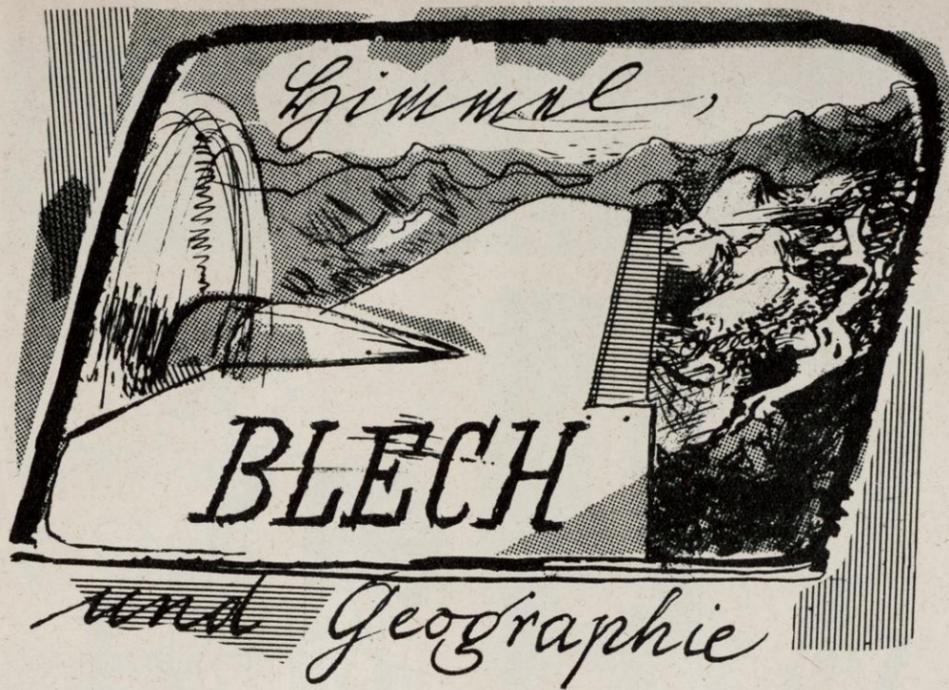
das Lachen nicht zu verlernen, denn Lachen war, vielleicht, noch der einzige Sieg

über die Finsternis und der letzte Rest elend vertanen oder verlorengegangenen göttlichen Ursprungs.



Ironisches Liebespaar
Miniatur von Rizā Abbāse (datiert 1629)

Bild oben:
Edouard Vuillard
Porträt des Malers Toulouse-Lautrec



Das Flugzeug kommt von Süden, über Lima und Quito, überfliegt den Äquator und macht in der kolumbianischen Industriestadt Cali Zwischenlandung. Im flimmernden Tageslicht breitet sich die herzlich uninteressante Stadt im westlichsten der Andentäler in etwa 900 m Höhe aus. Es ist hübsch warm hier. Trotzdem gibt es viele Zweigniederlassungen der amerikanischen Industrie. Medizin, Zahnpasta, Kaugummi, Seife, Marmelade, Trockenmilch. Nes-kaffee sind die Produkte Calis und seiner Umgebung. Die Stadt hat heute etwa 300 000 Einwohner; für 1970 sind ihr über eine Million prophezeit.

Seit einer Stunde sind wir auf dem Weg nach Panama. Tief unter uns seit heute morgen schon der Anblick einer wildgewordenen Reliefkarte mit pädagogisch übertriebenen Überhöhungen. Es ist, als seien Siedlungen der Vereinfachung halber weggelassen. Aber an Flußwindungen, Vegetationsarten und Gebirgsfalten wird allerhand geboten. Der Himmel ist ewig blau, und von den Metallflügeln blitzt der Widerschein der Sonne unangenehm grell und eintönig. Apathisch starre ich auf den Pappbecher mit Kaffee, den „besten, milden Kaffee der Welt“, der aus den überflogenen Gegenden stammt. Die Ventilatoren summen schläfrig. Himmel, Blech und Geographie, drei Worte, die mich seit Stunden verfolgen!

Der nördlichste Zipfel Südamerikas ist erreicht. Irgendwo unten in den Urwäldern verläuft die Staatsgrenze Panamas. In unzähligen Armen ergießt der Atrato dort seine gelblichen Wassermassen in das Karibische Meer. Irgendwo dort unten gründeten Spanier die erste Stadt auf dem Kontinent: Santa Maria la Antigua del Darien. Der tropische Regenwald hat sie längst wieder verschlungen; nicht einmal die Reste fanden Schatzsucher der letzten Jahre. Eine verhältnismäßig neue Eisenbahnlinie hat der Urwald ebenso überwuchert. Sie ist noch in den Karten von 1935 eingetragen.

Das Gebiet zwischen Pazifik und Karibischem Meer gehört zum heutigen Departamento Choco Kolumbiens. Es ist verkehrstechnisch heute noch unerschlossen und beinahe ausschließlich von Farbigen besiedelt. In den feuchtheißen Flußniederungen beuten nordamerikanische Gesellschaften Gold und Platin in großem Stile aus. Ihre Männersiedlungen, wie Andagoya zum Beispiel, sind mit den modernsten Bequemlichkeiten ausgestattet und praktisch unabhängige Stadtstaaten. Die Goldwäsche des einzelnen Negers lohnt sich kaum; der Arme würde bei harter Arbeit kaum einen Stundenlohn von einer D-Mark herauschinden. Die Prostitution ist ertragreicher. Die dunklen Damen werden jedoch nur zu bestimmten Stunden in den sauberen Wellblechstädten zugelassen. Der Manager führt ein strafferes Regiment als ein einheimischer Bürgermeister.

Nur das Flugboot hält die Verbindung zur Außenwelt aufrecht. Straßen gibt es zwar — aber sie hören mitten im Urwald auf, und anderswo führen sie etwa 40 km an einer bedeutenden Siedlung vorüber. Wem das Absurde gefällt, der findet hier eine Heimat: Da gibt es einen Apfelsinenwald seit über 100 Jahren, wohin keine Straße mehr führt und dessen Früchte niemand erntet. Da gibt es eine Bucht am Meer, wo sich vor etwa 50 Jahren eine französische Familie niederließ. Nun leben da etwa 30 Menschen, auf etwa 10 qkm verstreut, in Palmstrohütten, abseits aller Verbindungen und wieder verwildert, während die Neger in der Hauptstadt Quibdo eine Neigung zu großväterlicher Erziehung und konservativer Lebensführung haben. Man glänzt in Kenntnis der Historie und Politik. Daneben gibt es Orte, zu denen vielleicht zweimal im Jahr die Post kommt. Täten sich die Kaffeemagnaten des Hinterlandes zusammen und bauten eine Straße durch den Choco bis zu den natürlichen Hafengebieten des Stillen Ozeans, so hätten sie kaum 200 km zu überwinden. Doch niemand finanziert das Unternehmen, weil es ein anderes Departamento betrifft. Dagegen ist unser eiserner Vorhang eine Rolltreppe.

Aber es gibt auch fortschrittliche Kräfte. Die im Flugzeug bereitgehaltene kolumbianische

Presse bringt gerade Berichte über eine Marineexpedition durch die überflogenen Gebiete. Ziel des Unternehmens war das Studium von Kanalbaumöglichkeiten zur Entlastung des Panamakanals. Man hat vor, unter Benutzung der Flußläufe des Atrato und des Truando eine neue Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik herzustellen.

Nach dem Bericht beginnt die Operation frühmorgens an einer der 15 Hauptmündungsarme des Atrato und erreicht abends Rio Sucio, einen Flußhafen mit Gold- und Platinminen.

Die 3700 Einwohner haben das Vergnügen, in der regenreichsten Tropengegend der Erde zu leben. Tags darauf verteilen sich die Teilnehmer auf Motorkanus, ausgerüstet mit Regemänteln, Laternen, Schwimmwesten und einer Fünftageration. Es geht den Truando fluß-

20 Milliarden Mark kosten. Da das Projekt die Finanzkraft des Landes überstiege, wird der Bau einer interozeanischen Autostraße empfohlen. Für die 111 km lange Strecke werden 85 Millionen Mark veranschlagt.

Die Mittagssonne scheint unerträglich hell ins Flugzeug. Wir sind schon über dem mittelamerikanischen Isthmus. Hügeliges, heißes Waldland grenzt an endlos verzweigte weiße Strandgebiete mit vorgelagerten Sandbänken.

Abwechselnd sieht man links die Brandung des Pazifik glitzern, dann wieder rechts die des Karibischen Meeres. Das Flugzeug geht langsam tiefer und setzt zur Landung auf dem Flugplatz von Panama, Tocumen, an. Beim Aussteigen hat man unweigerlich das Gefühl, bis in die Ohren und über die Augen in vorgewärmte Watte eingepackt zu werden. Der Blechvogel ist ein verlassenes und sinnloses Ungetüm, das Surren hat aufgehört, freundliche Negergesichter glänzen, einige Aasgeier hocken herum; drüben, am Wiesenrand, am Ende des Rollfeldes, beginnt schon der Urwald mit seinen typischen Baumriesen. Ich gehe auf das furchtbar neue Flughafengebäude zu.

Drinnen ist es plötzlich frisch und kühl wie in einer alten Kirche im Sommer. Die warme Watte ist wie weggeblasen; das macht die Klimaanlage. Man sitzt auf weichen Sesseln. Vorn ist ein erhöhtes Vorstandspodium, hinter dem die Paßkontrolleure hocken; es geht wie am Schnürchen; Panama ist internationalen Flugverkehr gewöhnt. Man passiert einen alten Herrn mit Osterhasenbrille und Spielhemdchen; der Amtsarzt, der die Pflichtimpfungen gegen Pocken und Gelbfieber prüft. „Sind Sie Deutscher?“ fragt der Herr mit bayrischem Tonfall, „na, dann gute Reise.“

Viel nachgeschaut hat er nicht; anscheinend hält er Deutsche für ausreichend geimpft. Da der Weiterflug nach Mexiko erst morgen möglich ist, bringt die Fluggesellschaft ihre Gäste in dem ganz neuen Hotel Panama unter. Die Zimmer sind hübsch mit Telefon, Ventilator, Dusche, Eiswasser, Veranda und Picasso-Produktionen ausgestattet. Die farbige Bedienung ist offenbar zweisprachig, d. h. sie spricht ein ebenso fürchterliches Englisch wie das einheimische Küstenspanisch. Gäste mit

Nachmittags mit dem Taxi an den Panamakanal, der exterritorial ist. Es geht an den Unterküften der US-Kanalzonenstruppe vorüber. Mir fällt auf, wie frisch und sauber die öffentlichen Anlagen sind. Zum erstenmal kommen mir die Tropen vor wie in Technicolorfilmen, sonst erscheinen sie allgemein grauer, stumpfer. Man darf an den Kanal heran und darf an einer Schleuse auch fotografieren. Der Kanal ist etwas größer und tiefer als irgendein Binnenkanal in Deutschland, ist aber sonst an dieser Stelle nicht sensationell für Leute, die aus Industrieländern kommen. Für die Taxifahrer aus Panama ist das natürlich anders; denn soviel technische Vollkommenheit ist für ein Tropenhirn wie Tausendundeine Nacht.

Gerade fährt ein japanischer Frachter in die Schleuse ein. Ein Dutzend Touristen macht



Aufnahmen von ihm, einer filmt sogar. Vom Schiff winken Japaner und filmen und knipsen uns. So werden wir uns gegenseitig zur unvergeßlichen Erinnerung.

Die Taxifahrer wissen ganz genau, wieviel der Kanal dem Staate Panama jährlich einbringt. Praktisch gibt es keine Zollschranken, so daß amerikanische Autos zum Beispiel we-



Hann Trier zeichnete und schrieb diesen Reisebericht für „Aufwärts“.

aufwärts, doch schon einen Tag später machen Stromschnellen die Weiterfahrt unmöglich. Der Marsch durch den Urwald beginnt: durch Dickichte, über denen sich in 20 bis 30 m Höhe eine undurchdringliche „Blätterbasilika“ wölbt, durch Wildbäche und Sümpfe, und schließlich über vulkanisches Gebirge. Nach vier mühevollen Tagen erreicht die Expedition den Pazifik. Das Ergebnis: Der Kanalbau würde

geringem Anschein nördlicher Herkunft werden immer englisch angesprochen, Leute mit hellen Augen und Haaren oder Kahlköpfe unfehlbar. Der Ebraum hat die Drogenunbekümmertheit der Amerikaner übernommen; das ist ein gewaltiger Schlag ins Kontor lateinamerikanischer Formalität. Unweit hinter Palmen und Landhäusern leuchtet der Pazifische Ozean.

sentlich billiger sind als sonst in Südamerika. Nur die Zulassung ist teuer. Der Staat mußte schon die doppelten Nummernschilder abschaffen, weil die Autobesitzer das zweite Schild an nichtzugelassene Wagen zu „verleihen“ pflegten.

Fortsetzung folgt

Liebe Freunde! Ich weiß — es wird Zeit, Euch gründlich zu unterrichten, wie es um „unseren Plan“ steht. Alle Spender und Interessenten müssen jetzt bald mal erfahren, wann und wie unsere Absichten verwirklicht werden, einem jungen arabischen Freund in Deutschland eine technische Ausbildung zu verschaffen. Sie sollen es erfahren, bald, wahrscheinlich in der nächsten Nummer schon. Mehr noch, ich glaube, im nächsten „Aufwärts“ allen Freunden eine große Überraschung bereiten zu können. Heute muß ich noch etwas geheimnisvoll tun, denn „unser Plan“ ist zurzeit in der Mühle der Bürokratie, und da gibt es noch ein paar unberechenbare Dinge. Acht bis zehn Tage wird es noch dauern, um alle Voraussetzungen zu klären — dann kann wohl der „Vorhang hochgehen“. Bis dahin möchte ich noch einmal alle Freunde bitten, Spenden auf unser Konto bei der Bank für Gemeinwirt-



schaft in Köln einzuzahlen. Wer noch keine Zahlkarten hat, die das Verfahren wesentlich vereinfachen, möge eine Postkarte an mich schreiben. Ich werde ihm welche schicken. Und noch etwas: Auf dieser Seite werden wir von Zeit zu Zeit die Namen der Spender für „unseren Plan“ veröffentlichen. Freundliche Grüße von Eurem Thomas.

Mehr verbieten?

Aus Stuttgart schreibt uns Peter Kürsel: „Kannst Du Dich noch erinnern, welchen Wirbel es seinerzeit gegeben hat, als das sogenannte Schmutz- und Schundgesetz diskutiert wurde? Alle Welt hielt die Demokratie und Meinungsfreiheit durch dieses Gesetz für bedroht. Und heute? Heute spricht kein Mensch mehr davon, und alle Kioske sind noch immer mit Broschüren schmutzigen Inhalts voll. Gewiß, manche Magazine verdecken die allzu „nackten Tatsachen“ auf ihren Titelseiten jetzt mit Papierstreifen. Aber die Helte sind im Grunde immer noch Jugendlichen zugänglich. Auf der anderen Seite tragen auch gerade die billigen „Wildwest- und Kriminalhefte“ dazu bei, Jugendliche zu verderben. In ihnen wird doch das Töten von Menschen als eine Selbstverständlichkeit dargestellt. Raub und Diebstahl werden vielfach glorifiziert. Meinst Du nicht, daß man gut daran täte, strenger vorzugehen und viel mehr von diesem Zeug zu verbieten?“

● Natürlich kann ich mich noch gut an die Diskussionen um das „Schmutz- und Schundgesetz“ erinnern. — „Aufwärts“ hat seinerzeit ja selbst heftig gegen das Gesetz „geschossen“. Aber zur Sache! Ich halte grundsätzlich von Verboten auf erzieherischem Gebiet noch weniger. Du weißt doch, wie es einem so als jungem Menschen geht: Gilt etwas als verboten, dann wird man neugierig und bemüht sich besonders darum, es zu besitzen oder kennenzulernen. Davon abgesehen, meine ich, daß Du die Wirkung der Groschenhefte und der halbseidenen Magazine heftig überschätzt. Es ist ja eine kaum bewiesene Behauptung, daß allein durch ihre Lektüre junge Menschen auf die schiefe Bahn geraten. Schau, diese „Literatur“ ist doch auch nur Ausdruck und Produkt bestimmter Zeitverhältnisse. Beseitigt man dieses Produkt — was nach meiner Meinung in der Praxis gar nicht gelingt —, dann verschwindet nicht die Ursache, sondern eine von vielen Wirkungen. Und dafür nimmt man zugleich in Kauf, daß sich eine Art Zensur entwickelt, die wohl bald ziemlich unkontrollierbar entscheidet, was nun eigentlich „Schmutz“ oder „Schund“ ist.

Gewerkschaftsjargon

Auf meine Einleitung zur Auskunft im letzten „Aufwärts“ über das in unseren Versammlungen übliche Deutsch schreibt Sophie Kästner in Wilhelmshaven: „Ich finde es gar nicht schön, daß Du Dich über die etwas ungeschliffene Sprache der einfachen Gewerkschaftsmitglieder lustig machst. Seien wir doch froh, wenn diese Leute mal ihre Meinung sagen. Ob sie das in etwas holpriger Form tun, spielt dabei doch keine große Rolle.“

● Liebe Sophie, du irrst in zweierlei Hinsicht: Ich habe keineswegs speziell die „einfachen Gewerkschaftsmitglieder“ gemeint. Im Gegenteil, mehr noch zielten meine Feststellungen in Richtung der Funktionäre. Und dann habe ich keineswegs die „ungeschliffene Sprache“ kritisiert. Wieder ganz im Gegenteil: Nicht die „ungeschliffene“, sondern die „falsch geschliffene“ meine ich. Wenn die Leute nur so reden würden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist! Statt dessen wollen sie „geschliffen“ reden und reden schwülstig.

Die Erschaffung des Menschen



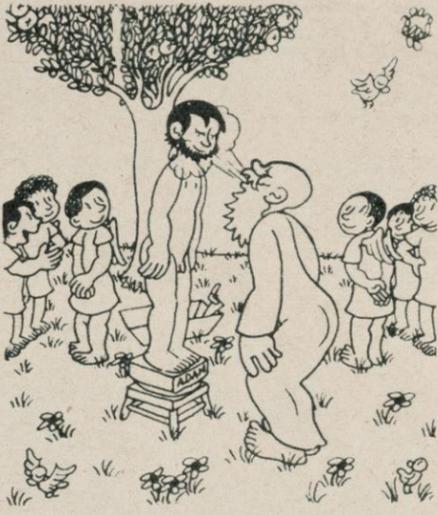
„Nach dieser Vorlage will er die einzelnen Teile zusammensetzen.“



„Es ist rot — also nach links!“



„Die Seele ist aber nur eine Leihgabe!“



„Nur noch ein Hauch ...“



„... und der erste Schritt ist getan.“

Ein unerschöpflicher Schaffensdrang läßt Effels lieben Gott nicht ruhen: Nach der „Erschaffung der Welt“ macht er sich sogleich an die des Menschen. Den Kosmos hatte der liebe Gott gleichsam mit der linken Hand hingespield, die Pflanzen und die Tiere waren launige Improvisationen. Doch der Mensch soll etwas Besonderes werden, ein Standardmodell, ein Stück erstklassiger Qualitätsarbeit.

Effels lieber Gott ist schalkhaft und piffig wie ein Südfrenze. Er konstruiert den Menschen so, daß dieser niederknien und die Hände falten — daß er ihn verehren kann; und er gibt ihm die Seele nur als ein Lehen, das eines Tages zurückgefordert wird. Es sind Maßnahmen, die den Teufel verdrießen. Den Menschen machte der liebe Gott ausdrücklich nach seinem Bilde. Er will keinen Roboter und auch keinen Picasso-Menschen, er will ein Wesen, das ihm gleicht — äußerlich, wohlverstanden, denn die geistige Ähnlichkeit bleibt gering, sie ist absichtsvoll karg bemessen, damit sie allzeit als Ansporn diene.

Als diese Epidermis wie ein Zuckerguß die ganze Apparatur — den Knochenmann und den Muskelmann — freundlich umhüllt, steht Adam stumm und dumm auf seinem Podest, ein rechter Golem, ohne Nabel, denn er ist ja keines Weibes Sohn. Sein Gehirn, meint der

Teufel, sei ja auch gleich eng eingekastelt worden. Daran aber läßt sich nun nichts mehr machen, der liebe Gott ist für nachträgliche Änderungen nicht zu haben, er will erst mal sehen, wie das Versuchsmodell funktioniert, und tausend Jahrhunderte sind bei ihm nur ein einziger Tag.

Aus dem Vorwort von Kurt Kusenberg

Jean Effel ist den Lesern des „Aufwärts“ kein Unbekannter mehr. Im Rowohlt-Verlag, Hamburg, erschien sein neuestes Bilderbuch, „Die Erschaffung des Menschen“, dem wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlags einige Zeichnungen und Auszüge aus dem Vorwort von Kurt Kusenberg entnommen haben. Das Buch, das wir sehr empfehlen können, kostet 8,50 DM. Nebenbei: Ein sehr schönes Geschenk.



Land des Lächelns also auch in Moskau. Hoffentlich hält es an und wird nicht von der Schroffheit der Gegensätze vertrieben. Schön wäre es, wenn die Deutschen und die Russen sich mehr als bisher lächelnd begegnen würden. Foto: Keystone